

Workshop anlässlich der Ehrenpromotion von Manfred Bierwisch

Universität Leipzig, 26. Oktober 2005

*Strukturalistische und generative Sprachwissenschaft in Deutschland – vor und nach Bierwischs „Strukturalismus“-Aufsatz*

Günther Öhlschläger (Leipzig)

Der 1966 erschienene Aufsatz „Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden“ ist sicherlich einer der am meisten gelesenen, am häufigsten wieder abgedruckten und einflussreichsten Arbeiten Manfred Bierwischs – vielleicht, ja wahrscheinlich sogar die einflussreichste überhaupt. Dieser Aufsatz hatte in der Tat eine solche Wirkung, dass es gerechtfertigt ist, ihn als markanten Einschnitt in der Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland zu sehen – deshalb habe ich auch den Titel meines Vortrags so gewählt, wie ich ihn gewählt habe. Und dass Sprachwissenschaft in Deutschland heute das ist, was sie ist, ist in nicht gerade geringem Maße auf diesen Aufsatz zurückzuführen. Wie dies bei einem Aufsatz möglich war, der – anders als andere Arbeiten Bierwischs – keine eigenen neuen theoretischen Entwürfe enthält, möchte ich in diesem Vortrag zumindest in groben Zügen umreißen.

Ein Grund dafür, diesen Aufsatz als Gegenstand eines Vortrags im Rahmen dieses Workshops zu wählen, ist aber auch biographischer Natur. Denn dieser Aufsatz, der im Jahr meines Studienbeginns erschienen ist, hat auch auf mich einen sehr großen Einfluss gehabt, und da dies für sehr viele Kolleginnen und Kollegen meiner und der vorhergehenden Generation gilt, kann ich vielleicht auch – wenn Sie dies gestatten – aus eigenem Erleben, sozusagen stellvertretend einiges beitragen, das man nicht einfach so irgendwo nachlesen kann. Wenn ich es recht sehe, bin ich unter den Referenten dieses Workshops der einzige, der diese Wirkung des Aufsatzes, die dadurch ausgelöste Entwicklung hautnah miterlebt hat – denn diese Entwicklung hat sich ja vor allem in der Bundesrepublik abgespielt; in der DDR, die ja eigentlich – nicht zuletzt dank Manfred Bierwisch – einen Vorsprung vor der Bundesrepublik hatte, haben sich die Dinge ja leider in eine andere Richtung bewegt.

Erschienen ist der Aufsatz nicht in einer Fachzeitschrift, sondern einer – westdeutschen – Zeitschrift, die hauptsächlich Intellektuelle – linke Intellektuelle – zu ihrem Leserkreis zählte: in dem von Hans Magnus Enzensberger im Suhrkamp-Verlag herausgegebenen „Kursbuch“, und zwar in einem Heft – Heft 5 –, das den Strukturalismus als Schwerpunkt hatte und außer dem umfangreichen Aufsatz von Manfred Bierwisch noch Beiträge enthielt – jetzt nur auf den Strukturalismus-Schwerpunkt bezogen – von Ferdinand de Saussure (das 3. Kapitel der Einleitung des Cours – „Der Gegenstand der Sprachwissenschaft“), Rudolf Carnap (Auszüge aus „Der logische Aufbau der Welt“ von 1928), Jurij Tynjanow und Roman Jakobson, Jerry A. Fodor und Jerrold J. Katz, Claude Lévi-Strauss (ein Kapitel aus der „Strukturalen Anthropologie“) sowie Roland Barthes.

Bierwischs Aufsatz selbst skizziert – vor dem Hintergrund der historischen Ausrichtung der Sprachwissenschaft im 19. Jahrhundert – die Grundgedanken de Saussures als dem meist so bezeichneten Begründer der modernen Sprachwissenschaft, die drei wohl wichtigsten strukturalistischen Schulen – Prag, Kopenhagen, USA – sowie das Konzept der generativen Grammatik Chomskys, beschäftigt sich aber auch ausführlich mit einigen Bereichen, auf die die Einsichten der strukturellen Linguistik neues Licht werfen: mit der Beziehung zwischen Sprache und Denken, mit der Beziehung zwischen Sprachkenntnis und Sprachverwendung, mit den Phänomenen der Spracherlernung und der Sprachveränderung, mit der Sprache der Literatur und dem Verhältnis von Sprache und Logik.

Dieser Überblick macht schon deutlich, dass es Bierwisch hier nicht – wie manchmal unterstellt und dementsprechend kritisiert wurde – primär um eine Abhandlung zur Wissenschaftsgeschichte ging, sondern eher um eine programmatische Werbung für die moderne Linguistik, insbesondere die generative Grammatik, für die die verschiedenen strukturalistischen Schulen den Weg bereitet haben. So heißt es in der Einleitung des Aufsatzes, dass dem Bedenken vieler Linguisten (und Philosophen) zum Trotz, dass sich Sprache ihrer Natur nach einer systematischen Beschreibung und Erklärung entziehen würde, „in den letzten sechs Jahrzehnten“ – vor 1966 – „das Grundgerüst einer exakten, empirischen Sprachtheorie entstanden“ sei. Und weiter heißt es: „die Entwicklung zu einer theoretisch fundierten Erfahrungswissenschaft verdankt die Sprachforschung vor allem einer Strömung, die unter dem vieldeutigen Namen *Strukturalismus* die linguistische Methodologie entscheidend

verändert hat.“ Gemeinsam sei den divergierenden Bestrebungen – auch außerhalb der Linguistik – „der Gesichtspunkt, daß menschliche Äußerungen und Verhaltensweisen nicht als isolierte Einzelercheinungen betrachtet werden, sondern auf dem Hintergrund eines systematischen Zusammenhangs, der ihre Struktur bestimmt.“ Völlig eindeutig wird die Zielsetzung des Aufsatzes in dem folgenden Zitat: „Die Entwicklung einer Theorie in diesem strengen Sinn steht auf allen Gebieten, in denen der Strukturalismus Einfluss gewonnen hat, noch ganz am Anfang. Am weitesten fortgeschritten ist die Sprachwissenschaft. Zwar ist auch sie noch weit von einer vollständigen Theorie entfernt, die die Struktur natürlicher Sprachen nicht nur beschreibt, sondern auf tiefere Voraussetzungen zurückführt. Aber es ist immerhin möglich, die Probleme exakt zu formulieren, die sie am Ende lösen muss. Dieser Stand der Sprachtheorie samt ihren Problemen und dem System ihrer Begriffe soll hier in der Weise dargestellt und erläutert werden, daß in großen Zügen zugleich ihre Herausbildung in der jüngsten Geschichte der Sprachwissenschaft deutlich wird. Die Auseinandersetzung zwischen verschiedenen Schulen und Auffassungen soll dabei nur soweit verfolgt werden, wie sie zur Klärung der Grundprobleme beiträgt. Wir bemühen uns also nicht um eine akkurate Historiographie des Strukturalismus, denn vermutlich sagt eine Rekapitulation der Problematik vom avanciertesten Standpunkt aus auch über die einzelnen Etappen der Entwicklung und die Schulen, die sie getragen haben, mehr aus, als eine rein chronologische Darstellung“ (S. 78 f.).

Dass diese Werbung Bierwischs für die moderne Linguistik auf so fruchtbaren Boden gefallen ist, hat zwar auch damit zu tun, dass – wie die Wahl des Schwerpunktthemas des Kursbuchs 5 zeigt – der Strukturalismus auch außerhalb der Sprachwissenschaft ein aktuelles Thema war, in großem Maße aber mit der Situation der Sprachwissenschaft in der Bundesrepublik Mitte der 60er Jahre, nicht zuletzt aber auch mit der allgemeinpolitischen Situation dieser Zeit in der Bundesrepublik. Dass ich hier nur auf die Bundesrepublik und nicht auch auf die DDR Bezug nehme, ist darin begründet, dass der Aufsatz seine Wirkung fast ausschließlich in der Bundesrepublik entfaltet hat – nicht nur deswegen, weil der Aufsatz in einer westdeutschen Zeitschrift erschienen ist und deshalb in der DDR kaum zugänglich war, sondern vor allem, weil die Umstände in der DDR der Ausbreitung, der in ihm propagierten Ideen nicht gerade förderlich waren (um es vorsichtig zu formulieren).

Die Situation in der Sprachwissenschaft war Mitte der 60er Jahre noch eindeutig von der Dominanz der historisch orientierten Sprachwissenschaft in der vermeintlichen Nachfolge der Junggrammatiker – deren innovatives Potenzial aber längst vergessen und von anderen Strömungen überlagert war – gekennzeichnet. Zwar beschäftigte man sich seit den 50er Jahren auch mit der Gegenwartssprache, doch fast ausschließlich im Rahmen der inhaltbezogenen Grammatik, die vor allem mit dem Namen Leo Weisgerber verbunden ist und auf neoidealistische Ansätze der 20er und 30er Jahre zurückgeht, die in nur sehr begrenztem Umfang neuere, strukturalistische Ideen zur Kenntnis nahmen. Zudem war die gegenwartsbezogene Sprachwissenschaft – zumindest in der Germanistik – institutionell immer noch in die „Ältere Abteilung“ eingebunden, während sich die „Neuere Abteilung“ mit der Literatur beschäftigte – ein Zustand, der an vielen Universitäten noch bis weit in die 70er Jahre hinein Bestand hatte. Strukturalistische Arbeiten zum Deutschen entstanden fast ausschließlich im Ausland – Bech, Fourquet, Moulton, Halle –, zu den Ausnahmen zählen der Schweizer Hans Glinz (auch insofern ein Sonderfall, als er sich in zunehmendem Maße an der inhaltbezogenen Grammatik orientierte und auch vorher nie im eigentlichen Sinne als Strukturalist bezeichnet werden konnte) sowie Anfang der 60er Jahre Heinz Vater und Otmar Werner. Etwas anders war die Situation in der Romanistik, in der es Anknüpfungen an die französische strukturalistische Linguistik gab.

Aber nicht nur die (sprach-)wissenschaftsinterne, sondern auch die wissenschaftsexterne – genauer: die politische – Situation in der Bundesrepublik Mitte der 60er Jahre hatte – wie schon erwähnt – wesentlichen Anteil an der Wirkung von Bierwischs Strukturalismus-Aufsatz – eine ausgesprochene Umbruchsituation, die gekennzeichnet war zum einen – 20 Jahre nach Kriegsende – durch den Beginn einer ernsthaften Aufarbeitung der nationalsozialistischen Vergangenheit – auch in den Wissenschaften, z.B. der Germanistik (auf dem Münchner Germanistentag 1966 beschäftigte sich die Germanistik erstmals mit der prekären Vergangenheit ihres Fachs und politisch belasteten Germanisten) –, zum andern durch die von Studenten ausgehende, aber weit darüber hinausgehende Protestbewegung, die sog. 68er Bewegung, die – mit einigen Vorstufen – viele westliche Länder (vor allem die USA und Frankreich) erfasste und sowohl nationale – in der Bundesrepublik u.a. die erste Große Koalition und die von ihr erlassenen Notstandsgesetze – als auch internationale Ursachen – hier vor allem der Vietnamkrieg – hatte.

In dieser Situation waren sehr viele – insbesondere jüngere – Wissenschaftler sowie Studierende sehr empfänglich für eine Sprachwissenschaft, wie sie der Strukturalismus-Aufsatz vorstellte: eine Sprachwissenschaft, die – der Aufsatz wurde als exemplarisch dafür empfunden – durch Klarheit, Präzision, methodische Strenge gekennzeichnet war und andere, neue Gegenstände und Fragestellungen ins Blickfeld rückte, also etwas ganz anderes, ganz Neues, ein gewünschter Gegenpol zu der bisherigen Wissenschaft war, deren Vertreter zudem auch aus anderen Gründen von vielen zunehmend kritisch betrachtet wurden. Es kam hinzu, dass für sehr viele der modernen Linguistik aufgrund ihrer Klarheit und Präzision, aufgrund dessen, dass sie im Stande war – wie es Bierwisch formulierte – „die Probleme exakt zu formulieren, die sie am Ende lösen muss“ (S. 79), etwas Aufklärerisches innewohnte, das als progressiv, als „links“ empfunden wurde; zudem war Chomsky nicht nur eine linguistische, sondern auch eine politische Leitfigur, als einer der prominentesten Kritiker des Vietnamkriegs, den auch viele andere amerikanische Linguisten verurteilten.

Bierwischs Aufsatz war für viele – mich eingeschlossen – Anlass, die Originale zu lesen: Saussure, Trubetzkoy, Hjelmslev, Bloomfield, Harris, die „Syntactic Structures“ und die anderen Arbeiten Chomskys bis hin zu den „Aspects“, die „Topics“ usw., nicht zuletzt die Bände der *Studia Grammatica*. Die Folgen waren nicht zu übersehen: es setzte ein enormer Linguistikboom in der Bundesrepublik ein, der die – leider meist falsch verstandene – generative Grammatik bis in die Schulbücher brachte, linguistische Fragestellungen wurden in den Studienplänen sowie in Lehrplänen für Schulen stärker gewichtet; das ab September 1971 über zwei Semester als Fernstudienprogramm laufende „Funkkolleg Linguistik“ (auch als zweibändiges Fischer-Taschenbuch dokumentiert) hatte fast 17.000 eingeschriebene Hörer. Linguistik etablierte sich innerhalb der einzelnen Philologien als eigenständiges Teilfach – war etwa in der Germanistik in der Regel nicht mehr Teil der „Älteren Abteilung“, entsprechend gewidmete Lehrstühle wurden in größerer Zahl eingerichtet, meist noch heute existierende Zeitschriften und Buchreihen wurden begründet – die „Linguistischen Berichte“ 1969, die „Linguistische Reihe“ bei Hueber 1970, die „Linguistischen Arbeiten“ bei Niemeyer 1973 – um nur einige zu nennen –, viele Einführungen in die Linguistik bzw. die „generative Transformationsgrammatik“ – wie man sie damals meist nannte – erschienen, es entstand schon 1966 die Institution der heute noch durchgeführten „Linguistischen Kolloquien“ –

ursprünglich „Kolloquien zur generativen Grammatik“ genannt –, mit einer Atmosphäre, in der sich die Beteiligten als Revolutionäre, als Verschwörer gegen die herkömmliche Sprachwissenschaft verstanden. Zwischen Strukturalismus und generativer Grammatik wurde dabei meist kein Unterschied gemacht – das beide Verbindende wurde als viel stärker empfunden als die Unterschiede, und sicherlich hat auch Bierwischs Strukturalismus-Aufsatz, der eigentlich eher ein Aufsatz über die generative Grammatik und ihre strukturalistischen „Vorläufer“ ist, zu dieser Sichtweise beigetragen. In der Praxis jedenfalls dominierten generativ orientierte Arbeiten, rein strukturalistische Arbeiten gibt es – zumindest in der Germanistik – nur wenige, da der Jahrzehnte ältere Strukturalismus in Deutschland erst zu einer Zeit auf breiter Front rezipiert wurde, als er international schon von der generativen Grammatik als führender linguistischer Theorie abgelöst worden war.

Nach der ersten Euphorie setzte jedoch schon bald – Anfang der 70er Jahre beginnend – eine Ernüchterung ein: viele erkannten, dass die moderne Linguistik, dass der Strukturalismus und die generative Grammatik nicht „links“ sind, ja, in den Augen vieler waren sie plötzlich sogar eher „verwerflich“, da sie die „gesellschaftliche Wirklichkeit“ ausblendeten, mussten einer (marxistischen) Kritik unterzogen werden. Stattdessen wurden die Soziolinguistik und die Pragmatik – insbesondere in Form der Sprechakttheorie – propagiert; die Zahl derjenigen, die generative Grammatik betrieben, wurde deutlich kleiner, zumal damals auch die – von der wissenschaftstheoretischen Ausrichtung her allerdings verwandte – logische Semantik (Montague) viele Anhänger fand.

Die Situation änderte sich erst Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre – viele kehrten sich wieder von der Pragmatik ab oder betrieben sie methodisch wesentlich strenger, die generative Forschung boomte wieder, es begann die Entwicklung, die im Grunde bis heute fort dauert. Wesentlichen Einfluss hierauf hatte – außer der schon vom Ansatz her bestechenden und faszinierenden GB-Theorie Chomskys – auch wieder Manfred Bierwisch mit Aufsätzen wie „Wörtliche Bedeutung – eine pragmatische Gretchenfrage“, „Semantic Structure and Illocutionary Force“ oder „Semantische und konzeptuelle Repräsentation lexikalischer Einheiten“, in denen neue Perspektiven für den Zusammenhang von Grammatik und Pragmatik, für die Rolle der Semantik innerhalb der Grammatik entwickelt wurden. Möglicherweise spielte bei dieser Entwicklung, die bei vielen eine Rückorientierung war, aber auch der

Strukturalismus-Aufsatz von 1966 noch eine Rolle: durch ihn sowie durch die von ihm veranlasste Lektüre der strukturalistischen und generativen Klassiker war man vielleicht trotz aller Anfechtungen letztlich doch resistent, waren doch bestimmte wissenschaftstheoretische und methodologische Standards so tief verankert, dass sie wieder die Oberhand gewannen. Dies als letzte autobiographische Bemerkung.